

Sächsische Volkszeitung

**Unabhängiges Tageblatt
für Wahrheit, Recht und Freiheit.**

**Buchdruckerei, Redaktion und Geschäftsstelle:
Dresden, Pillnitzer Straße 43.**

Inserate

werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 15 Pf. berechnet, bei Wiederholung bedeutender Rabatt.

Redaktions-Sprechstunde: 11—1 Uhr.

Telegraphische Adressen: Amt I. Nr. 1366.

erschint täglich nachm. mit Ausnahme der Sonn- u. Festtage.
Gegenspreis: Vierteljährl. 1 Mk. 50 Pf. (ohne Postgebühren).

Post-Verzeichnisnummer 6858.

Bei außerdeutschen Postanstalten laut Zeitungs-Preisliste.
Einzelnnummer 10 Pfennige.

Nr. 103.

Katholiken: Stanislaus.

Donnerstag, den 7. Mai 1903.

Protestanten: Gottfried.

2. Jahrgang.

Deutschfeindliche Heereien.

Der Besuch des Königs Eduard in Paris gibt ver-
bundenem deutschfeindlichen Blättern in England, aber
auch auf dem Festland Veranlassung, ein englisch-französisches
Wunder mit der Spitze gegen Deutschland an die Wand
zu malen. Schadenstrotz wird betont, daß Deutschland es
vertraut habe, durch eine moralische Unterstüßung der
französischen Bestrebungen an der Ostgrenze von Marokko
sich das Vertrauen Frankreichs zu gewinnen; dieses sei da-
durch förmlich gedrängt worden, sich mit seinem bisherigen
Lebenshüter England über die Zukunft Marokkos zu ver-
ständigen, und es habe sich nun ganz in Englands Arme
geworfen — ob mit oder ohne Erlaubnis des Jaren,
dieser Frage weichen jene langweiligen Politiker meistens
mit einer von ihnen hat, soviel wir übersehen können,
nach England in das neue „Wunder“ eingeschlossen, unbe-
kannert um die Maudslayi, Korea, Perrien, Afghanistan
und Japan. So leicht man auch so phantastische Mäße-
nahmen zu widerlegen wäre, so bliebe doch die bedauer-
liche Tatsache bestehen, daß solche Gaukeleien von einem
von den maßgebenden Blättern im Grunde seiner Seele nicht anstehen
kann und jede Heere begeistert mitmacht, mit Wonne ge-
lesen werden.

Ganz ähnlich, ja vielleicht noch schlimmer sieht es auch
in den Vereinigten Staaten von Amerika. Alle Lebens-
medien des deutschen Kaisers haben nicht verstanden,
die Stimmung des Durchschnittsamerikaners gegen Deutsch-
land zu verbessern und den Heereien der meisten und
lediglich der gelesesten amerikanischen Zeitungen gegen
Deutschland ein Ende zu machen. Die „kommunizierenden
Generale“ dieser Depressen, die von dem Kaiser und dem
Präsidenten so ausgezeichnet wurden, wie es in ähn-
licher Weise die deutschen Journalisten, die im großen und
ganzen weit mehr gelernt haben als ihre amerikanischen
Kollegen und ehrenhaftere, jedenfalls aber nicht so bestech-
liche Männer sind, niemals erlebt haben. — Diese
„kommunizierenden Generale“ geben sich ganz, als ob
sie wirklich über etliche Armeekorps und Geschwader zu ver-
fügen hätten, die demüßigt die verhassten und verhöhten
„Angehörigen“, ebenso wie vor einigen Jahren die Spanier,
zu Paaren treiben würden. Präsident Roosevelt ist kürzlich
mit einem ägerlichen Quos ego unter die vielfach mit der
Presse hart verschwägerten Herren von der Marine gefahren,
um den Heereien Halt zu gebieten. Neben aber wird
auch dies nichts, wenigstens nicht auf längere Zeit. Und
die Macht auch des tatkräftigsten Präsidenten reicht nicht
hin, um die schlimmen Wirkungen solcher fortwährenden
Wahlereien fernzuhalten. In einem so „freien“ Lande kann
niemand auf die Dauer einer übermächtigen „Volksmeinung“,
die zur Presse in der bekannnten Wechselwirkung steht,
widerstehen.

Andererseits liegen die Verhältnisse in Rußland. Hier
hat die Presse seit einiger Zeit zwar etwas mehr Freiheit
erhalten als früher, ist aber noch immer viel zu stark

unter der Fuchtel, als daß sie es lange wagen dürfte, eine
Politik zu treiben, die in den Ministerien nicht gefällt.
Aber gerade deshalb ist es doppelt beachtenswert, daß die
gelesensten russischen Zeitungen eine immer aufreizendere
Sprache gegen Deutschland führen. Dieses wird verdächtigt,
bei allen Wirren auf der Balkanhalbinsel seine Hand im
Spiel zu haben, und zwar natürlich in dem Sinne, die
Türkei noch enger an das deutsche Interesse zu fetten.
Deshalb werde der Sultan von Deutschland insgeheim
in seinen Widerstande gegen die energische Durchführung der
Reformen bestärkt und gegen die brave bulgarische Regierung,
die doch kein Häßchen trübe („so ruhig sei wie das Gras
unter dem Wasser“, sagt der „Soyet“) aufgebracht. Ja, es
wird sogar angeblich, daß die türkische Mörderhand, die
den russischen Konsul Schischerbina tödlich getroffen, von
Deutschland gelenkt worden sei! So blödsinnig dieses Ge-
schreibsel ist, es kann nicht unbeachtet gelassen werden, denn
es tut seine Wirkung wegen der gar zu übertriebenen
Freundschaftsbeziehungen des deutschen Kaisers gegen den
Sultan.

Überhaupt sind gerade die vielfachen inter-
nationalen Liebenswürdigkeiten des Kaisers
offenbar eine Hauptquelle des überall sich zeigenden Miß-
trauens gegen Deutschland. Man kann auch des Guten
zuviel tun. Diejenigen, denen sie zuteil werden, meinen
dann leicht, Deutschland wolle sie für irgend eine unigen-
nügige Vesteckung „einsetzen“ und über den Köffel
barbieren. Die anderen aber, die zusehen müssen, ärgern
sich über ihre scheinbare Zurücksetzung oder fürchten, Kaiser
Wilhelm schade Bundesgenossen gegen sie. An eine selbst-
lose, vollkommen ritterliche Anschauungen entspringende
Freundschaft und Freundschaft will unsere materialistische
Zeit nun einmal nicht recht glauben. Darum hört gerade
eine so ritterliche Erscheinung, wie Kaiser Wilhelm II., auf
sich selbst unberechtigt Mißtrauen, soviel boshafte Entstellung
seiner besten Absichten und soviel offene oder versteckte
Feindseligkeiten. Deutschland ist nicht beliebt, darüber
dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben. Denn vor
allen Dingen müssen wir klar blicken, wenn wir nicht eines
Tages ein böses Erwachen erleben sollen. Die Nut-
anwendung aber ist: ruhig und besonnen die eigene Stärke
unverfehlt halten und um so peinlicher vor jedem gerechten
Vormurf uns rein bewahren!

Politische Mundschau. Deutschland.

— Dem Reichstage sind in der letzten zu Ende
gegangenen Legislaturperiode rund 120000 Petitionen zu-
gegangen, von denen rund 112000 sich mit dem Zoll-
tarife befaßten.

— Die diesjährige Tagung der Deutschen Kolonial-
gesellschaft findet vom 13. bis 16. Juni in Karlsruhe
i. V. statt.

— Politische oder konfessionelle Wahlen?
Nimmer mehr tritt es zu Tage, sagt die „Angsb. Post“,
daß die kommende Reichstagswahl nichts anderes sein wird,

als ein Vorstoß gegen den Katholizismus, daß sie
sich vollziehen wird unter dem Aufse: Gegen Rom,
gegen die katholische Kirche! Eine in Berlin abge-
haltene Versammlung des Evangelischen Bundes beschloß
folgende Erklärung:

„Gegenüber den bedauerlichen Versuchen einzelner Blätter
mit fast ausschließlich evangelischem Charakter, die Aufhebung des
§ 2 des Jesuitengesetzes als völlig ungefährlich hinzustellen, gibt
die Versammlung von neuem ihrer Ueberzeugung Ausdruck, daß
jede Abmilderung des Jesuitengesetzes sowohl an sich, wie im Hin-
blick auf die gegenwärtige konfessionelle Lage verhängnisvoll wirken
würde. Zugleich protestiert sie gegen die Unterstellung, als ob die
Antijesuitenbewegung auf künstlicher Weise beruhe, und spricht viel-
mehr die Erwartung aus, daß die Mehrheit des Bundesrates sich
nicht in Widerspruch zu dieser spontanen und allgemeinen Bewegung
des deutsch-evangelischen Volkes setzen werde. Vor allem aber
richtet sie an alle deutsch und evangelisch fühlenden Volksgenossen
die dringende Bitte, ihrer protestantischen Ueberzeugung bei
den bevorstehenden Reichstagswahlen entschiedenen Ausdruck zu geben
und nur solche Männer zu wählen, die entschieden sind, risikoloso
für die Erhaltung der durch den Ultramontanismus bedrohten, wahr-
haft nationalen Grundlagen unseres Volkslebens einzutreten.“

Auch hier, wie überall, soll gegen die Katholiken bei
der Reichstagswahl mobil gemacht werden. Die liberale
Presse wird trotzdem fortfahren, den Katholiken und der
Zentrumspartei vorzuwerfen, sie verankerten die Politik mit
der Religion!

— Die Komödie des § 2. Der sich eine Vor-
stellung davon machen will, wieviel Unwahrhaftigkeit,
Grundlosigkeit und Dummheit bei der jetzigen Agitation
gegen Aufhebung von § 2 des Jesuitengesetzes im Spiele
ist, der beherzige folgende Tatsache: Als der Reichstag 1895
für die Aufhebung des ganzen Jesuitengesetzes gestimmt
hatte und es sich darum handelte, den Bundesrat gegen diesen
Beschluss scharf zu machen, da bildete der Evangelische Bund
einen „engeren Ausschuss“ für die Abwehrbewegung gegen
Zulassung der Jesuiten ins deutsche Reich. An der Spitze
dieses Ausschusses stand der Superintendent Dr. Thönes (Wettin).
Dieser Ausschuss warb im Namen des Bundes Unter-
schreibern für eine Vorstellung an den deutschen Bundesrat,
und in dieser Eingabe sagte er wörtlich: „Wir können dem
höhen Bundesrate nicht verhehlen, daß im deutschen Reiche
weitum die Meinung besteht, daß derselbe könne aus
opportunistischen Gründen diesmal seine bisher festgehaltene
Ueberzeugung von der Gemeingefährlichkeit des Jesuiten-
ordens zurückstellen. Und — das müssen wir in aller
Ehrerbietung offen ansprechen — einigermassen hat der
hohe Bundesrat selbst dieses Mißtrauen mit veranlaßt, in-
dem er im vorigen Jahre durch Freigebung des Nebenap-
postrophens, dessen Morallehren gänzlich die jesuitischen
sind, dem Zentrumstrag halbwegs unter Zurückstellung
seines früheren Urteils entgegengekommen ist. Es liegt
uns wenig daran, ob die Jesuiten, einzelne Jesuiten als
Privatpersonen auszuweisen oder zu internieren, fortbeht;
alles dagegen kommt darauf an, daß die Erdenständigkeit
der Jesuiten nach wie vor im deutschen Reiche unterliegt
bleibt. Das deutsch-evangelische Volk würde es mit der
Zahlungspflicht, welche keine evangelischen Pflichten und Obri-
gkeiten als Träger des obersten Landesfirchensregiments über-

Der australische Erbe.

Roman von Edgar Hidering. Deutsch von Franz Paul.
(Häufiger verboten.)

„Am Himmelstwillen“, dachte er sich, „wie lange bin
ich denn im Fieber gelegen.“ und dann rief er laut:
„Teresa.“

„Ja, Herr, hier bin ich.“

„Wenn Sie so freundlich sein wollen, mir das zu er-
klären“, sagte sie. „Wie ist es, als ob ich krank ge-
wesen wäre.“

„Ja, Sie liegen seit zwei Tagen im Fieber, sogar
noch länger, denn heute ist der Nachmittag des dritten
Tages, seitdem sie bei Cesaris waren.“

„Wo war ich denn all diese Zeit, ich oder doch mein
Geist? Erzählen Sie mir doch, was vorgefallen ist?“

„Sie kamen nicht hinaus, und so wußte ich gleich,
daß Sie krank wären.“ fuhr Teresa fort. „Cesaris ging
zu seiner Schwester, und eine barmherzige Schwester war zur Pflege
hinabgekommen. So beschloß ich denn, Sie anzufassen.“

„Sie waren ganz allein und erkannten mich nicht.“

„Und Sie haben mich gepflegt?“ rief sie aus. „Teresa,
ich werde nie im Stande sein, Ihnen meine Dankbarkeit
zu beweisen.“

„Und jetzt, wo es Ihnen wieder gut geht.“ erwiderte
sie, „kann ich Sie verlassen.“

„Mir geht's schlechter denn je.“ erwiderte er. „Ich
bin so schwach, daß ich mich nicht rühren kann. Das Fieber
wirft den härtesten Kern wieder, und Durst fühle ich mehr,
als ich je in meinem Leben gefühlt habe.“

Teresa lächelte. „Paulina ist ja da, sie wird Sie jetzt
pflegen.“

„Der Ackerhol' Paulina.“ rief er aus. „Die hat
keine Ahnung von Pflege. Die mißt mir alles Mögliche
in mein Essen, wenn ich gesund bin. Der Himmel weiß,
was sie mir jetzt geben wird, wo ich krank bin.“

„Ja, werde mich jeden Tag bei Paulina nach Ihnen
erkundigen. Sie brauchen mich jetzt nicht mehr.“

„Ein schönes Stück, Cure Paulina.“ fuhr sie fort. „Sie
klammert sich nicht mehr um mich, als wenn ich der Mann
dort draußen wäre, und mir meinen Arm verbunden — die
hat nicht einmal die Nerven einer Kage.“

„Jetzt können Sie Ihren Arm schon selbst wieder ver-
binden.“ erwiderte Teresa lächelnd.

„Daraus geht hervor, daß Sie es bisher besorgt habt.
Ich kann nicht mehr sagen als „Schön Dank“. Wenn Sie
aber auch wüßtet, was eines Mannes „schön Dank“ bedeutet!
Dabei ich im Fieber gesprochen?“

„Ja, sie sprachen mit mehreren Personen, mit Einer
öfter als mit den Anderen.“

„Und wer war das?“

„Ich hörte nicht hin.“ sagte sie, während ein
Schatten über ihr Antlitz zog.

„Den Worten, die ein Fieberkranker spricht, ist kein
Glauben beizumessen, Teresa.“ sagte er nach einer kleinen
Pause. „das ist bloß unsinniges Geplänkel. Den Namen
der einen Person möchte ich aber doch gern wissen.“

„Ich glaube, sagte Teresa, leise die Augen senkend, „es
war ein Frauennamen, und Sie sagten, daß Sie sie liebten.“

„Madge!“ rief sie aus. „Madge“ mehr
zu sich selbst, als zu Teresa; sie aber hatte ihn gehört, und
nach einer kleinen Weile ging sie langsam zur Türe.

„Ich hoffe, Sie werden bald wieder auf den Füßen
sein.“ sagte sie viel härter im Tone, als sie bis jetzt zu
ihm gesprochen hatte. „Es wird wohl jemand geben, der
sich um Sie sorgt.“ und dann rief sie die Madge Paulina,
deren Gesicht ansah, wie das einer verdorrten Olive, ein
Kunststück, der die Erinnerung an Teresa um so lebhafter
in ihr wachrief, als er hilflos auf seinem Lager lag.

Es verging noch mehr als eine Woche, bevor er im
Stande war, zum ersten Male wieder auszugehen, und

seine erste Tat bei diesem Zwanzigjährigen bestand darin, das
höchste Mittelwert zu kaufen, das in ganz Ostia auf-
zutreiben war. Von Teresa hatte er den Namen der Straße
erfahren, in der sie bei einem Fischer Ratione und keinem
Weibe wohnte, und dorthin leckte er sich seine Schritte,
auf dem Wege noch einige Frauen laufend. Diese über-
brachte er mit seinem Geschenk Teresa, die er eifrig nähend
sah, während die Bildersfrau im Zimmer vermittelte.
Ein ärgerlicher Blick lag in Teresa's Augen, wie er bemerkte,
und ihr Gemüth war kälter, als er erwartet hatte. Sie
berichtete ihm, daß es Cesaris schon viel besser gehe, und
dann blickte sie auf Dicks Arm, der noch in der Schlinge lag.
„Reinade heil, Teresa.“ sagte er. „Sie würden einen
vortrefflichen Doktor abgeben. Jetzt, da habe ich über
Donorar gebracht!“ und er hielt ihr das kleine Geschenk
entgegen, das er für sie gekauft hatte.
Wie verlegt hat sie zurück.
„Nein.“ rief sie aus. „ich will keine Bezahlung, Signore,
das kann ich nicht nehmen.“
„Als Erinnerung!“ sagte er.
„Ich erinnere mich auch ohne äußeres Zeichen.“ er-
widerte sie, und er wagte es nicht, weiter in sie zu drängen.
„Diese Blumen will ich nehmen.“ fuhr Teresa fort.
„Madge Zerolina.“ rief sie, sich gegen die Hausfrau wendend,
die ein über das andere Mal in „Magnifico“ ausbrach
und die braunen dünnen Arme über dem Kopfe zusammenschlug.
„Fidiano ist schon wieder in Ostia gewesen.“ erzählte
Teresa ruhig. „Es gibt wohl nur ein einziges Mittel für
mich, ihm zu entkommen: Ich muß Ostia verlassen.“
„Handelt nicht übereilt.“ erwiderte die Dicks. „Wahrscheinlich
bietet sich mir Gelegenheit, Euch zu helfen.“
Sie aber gab ihm keine Antwort.

(Fortsetzung folgt.)